

Das Fest des ersten Morgens

Vor dem Fest muss man die Ahnen besuchen, das Haus putzen, Streitereien beilegen, seine Schulden begleichen und den Küchengott bestechen. Einst versteckte sich der Küchengott aus Scham in einem großen Herd. Dort verbrannte er und stieg als Rauch in den Himmel auf. Das wiederholt er nun jedes Jahr. Vor dem Neujahrsfest *Tet* kehrt er in den Himmel zurück und berichtet dem Jadekaiser, wie sich die Hausbewohner verhalten haben. Danach wird das Schicksal der Menschen bestimmt.

Damit der Küchengott nur Gutes erzählt, muss man ihn vor dem Aufstieg mit Klebreiskuchen bestechen.

Mutter legte alle *Djien Dui* auf ein großes Tablett und opferte sie dem Gott. Dabei hatte ich so einen Hunger! Als sie den Müll hinausbrachte, schnappte ich mir einen. Das konnte ihr gar nicht auffallen. Ich stopfte mir den *Djien Dui* in den Mund und kostete den süßen Geschmack von Klebreis, Bohnen und Sesam aus.

Mutter kam zurück und war ganz ausgelassen. Bald würden alle wieder zusammenfinden, feiern und es sich gut gehen lassen. Sie hatte sich die Haare hochgebunden und summt beim Abstauben vor sich hin. Plötzlich schrie sie aber: „Ai-jah!“

Der Küchengott kippte um. Bevor das Jahr des Affen begann, stieg er also nicht in den Himmel hinauf, er fiel nach unten auf den Steinboden.

Das Zerschlagen des Küchengottes löste dann alles andere aus. Nein, eigentlich stehe ich am Anfang, ich hatte ihn erzürnt.

Am Abend schnitt Mutter eine Wassermelone auf und schreckte zurück. Ihr Fleisch war nicht rot, sondern weiß. Rot ist die Farbe des Glücks, aber Weiß ist die Farbe des Todes. Weiß wird auf Beerdigungen getragen. Leichen, aus denen das Blut geflossen ist, sind weiß und davon haben wir dann zu *Tet* ganz viele gesehen.

Als wir Jahre später in Deutschland landeten, war auch alles weiß. Es hatte geschneit. Unsere nackten Füße steckten in Plastiksandalen. Wir stiegen aus dem Flugzeug und gingen in einen grauen Schlauch. Das Jahr der Ratte begann. Da hatte unser altes Leben schon längst aufgehört.

Hier ist Weiß nicht mehr die Unglücksfarbe, sondern Schwarz. Schwarz ist Trauer, Schwarz ist die Farbe des Teufels. Wir haben schwarzes Haar. Ich hasse Schwarz. Vater hasst kleine Bäume. Mutter hasst Knallgeräusche. Was hassen die Leute hier? In manchen Augen sehe ich den Hass wegen des schwarzen Haars. Ich möchte in einen großen Ofen steigen und mich in Rauch auflösen. Aber hier gibt es kein *Tet*, nur das Ende des Dezembers.

Mutter versteht nicht, warum die Deutschen Toilettenpapierrollenhüte häkeln. „Toilettenpapierrollenhut“ ist sowieso ein schlimmes Wort. Es ist viel zu lang. Am Ende angekommen, weiß Mutter nicht mehr, was am Anfang steht. Sie versteht auch nicht, warum die Deutschen *Kalten Hund* essen. Mutter misstraut dem Kuchen, denn Namen haben immer einen wahren Kern. Wer weiß, ob da nicht doch Hund mit drin ist. Seit Mutter hier ist, fühlt sie sich wie ein gerupftes Huhn. Wenn es dunkel wird, möchte sie schlafen. Hier ist es immer dunkel. Und weil sie keine Federn hat, muss sie sich ständig unter Daunendecken verkriechen.

Vater versteht nicht, warum in Filmen nur Asiaten gezeigt werden, die lispeln und sich wie die letzten Trottel benehmen. Jedes Mal regt er sich auf und sagt: „Bruce Lee hätte diesen Regisseur verhauen.“

Ich verstehe nicht, warum andere Eltern das tun. Wenn sie ihre Kinder von der Schule abholen, geben sie ihnen einen Kuss. Sie umarmen die Kinder, drücken sie und dann streichen sie ihnen übers Haar. Ich bleibe jedes Mal stehen und sehe mir dieses Schauspiel an. Wenn ich nach Hause komme, ruft Mutter, ich solle mir die Hände waschen.

Mittlerweile liebe ich das Weiße. Im Schnee kann man Vogelspuren entdecken. Natürlich sieht man auch Menschenspuren. Ich gehe auf dem frischen Schnee und schaue mir meine Abdrücke genau an. Aber dann schneit es weiter und alle Spuren verschwinden.

Überall stehen weiße Schneemänner. Auch sie werden vergehen. Der Lärm ist nicht mehr so laut. Wenn man fällt, fällt man weich. Der Schnee fängt einen auf.

Manchmal bewerfen mich die anderen Kinder mit Schneebällen und ich werfe zurück. Ich habe aber keine Handschuhe und meine Hände werden kalt. Dann fühle ich in den Fingern nichts mehr.

Die Erwachsenen werfen nicht mit Schneebällen, sie bombardieren mich mit Fragen: „Vermisst du deine Heimat?“, „Kommst du aus dem Norden oder aus dem Süden?“

Ob ich aus dem Norden oder aus dem Süden komme, ist ihnen aber eigentlich egal. Im Winter antworte ich daher: „Aus dem Norden.“ Im Sommer sage ich: „Aus dem Süden.“

Mutter glaubt, dass alles mit dem Küchengott begann. Sie weiß immer noch nicht, dass ich am Anfang stehe. Jetzt will sie einen neuen. Sie sagt das so, als könnte sie damit unser altes Leben zurückholen.

Wir gehen zusammen in die Stadt und ich soll in den Läden sagen: „Wir wollen den Küchengott einladen.“

Einen Gott kauft man nämlich nicht, man lädt ihn ein und spendet den gewünschten Betrag. Die Leute gucken mich verwirrt an. Sie meinen: „Du hast ja gar keinen Akzent!“ und dann fragen sie: „Aber wer zum Teufel ist der Küchengott?!“

Ich schäme mich, weil ich keinen Akzent habe. Ich schäme mich, weil niemand hier den Küchengott kennt. Jetzt finden die Leute uns noch komischer als wir schon sind. Sicherlich sagen sie auch „zum Teufel“, weil unser schwarzes Haar sie an den Teufel erinnert. Ich möchte mich in Rauch auflösen.

Mutter läuft mit mir durch alle Kaufhäuser. Schließlich setzt sie sich und reibt sich die Füße. Sie sieht sich um und entdeckt diesen dicken Kerl. Er sitzt in einem Regal neben Porzellan-Windhunden.

„Der da!“, sagt sie und zeigt auf das Regal. „Der da, das ist auch ein Gott! Nehmen wir einfach den! Gott ist Gott.“

Der ein Gott?

„Dick und lachend“, sagt Mutter, fröhlich geworden und zieht sich ihren Schuh wieder an. „Dann muss er ja zufrieden sein. Und wenn jemand mit sich selbst zufrieden ist, dann ist er auch mit allen anderen Menschen zufrieden.“

Als sie ihn zu Hause ins Regal stellt, findet sie ihn noch besser. Der Buddha sitzt fest auf seinem Hintern, er kann also gar nicht umkippen. Außerdem hat er eine Glatze. Er ist leicht abzustauben.

„Hou, hou“, sagt Mutter – gut, gut.

„Dicke werden immer beschimpft.“

„Unsinn“, sagt Mutter, „Dicke sind reich und werden bewundert.“

Hier wird aber niemand dafür bewundert. Silvia von nebenan ist auch nicht reich, sie ist nur dick.

Ich sage zu ihr: „Du kannst doch einfach weniger essen, dann wirst du dünn.“ Sie antwortet: „Und du kannst dir die Haare färben.“

Sie kann aber nicht weniger essen und ich weiß nicht, wie man sich die Haare färbt.

Wie kann Buddha bloß so unterschiedlich sein? Zuerst habe ich ihn gar nicht erkannt. Aber Mutter zeigt in der Stadt hier und dort hin und meint: „Da sitzt Buddha! Das da, das ist auch ein Buddha!“

Buddha gibt es mit Haaren, mit Glatze, mit pickeliger Mütze. Manche Gesichter sind quadratisch, andere sind spitz zulaufend. Es gibt ihn in dick, in dünn und in gutgebaut. Die Dicken lachen und strecken einem die Wampe entgegen. Die Gutgebauten sitzen aufrecht. Sie haben ihre Augen geschlossen.

Vielleicht ist Buddha ein und derselbe, aber nie der gleiche. Er wandelt sich im Laufe seines Lebens – so wie wir Menschen.

Vater ist nicht mehr Bezirksbürgermeister von Cholon, er zerteilt Schweinehälften in einem Schlachthof.

Er lebt nur noch in der Zukunft. Er will, dass ich es einmal leichter habe als er. Die Zukunft ist aber noch nicht da – oder doch? Wir sind schließlich hier. Wenn Vater an unsere Ankunft zurückdenkt, kommt ihm vor allem das Verlassen des Flugzeugs in den Sinn: „Für die anderen war es nur ein kleiner Schritt. Für uns aber war es ein großer Sprung – ein Sprung in die Freiheit.“

Über ganz früher will Vater nicht mehr reden. Sein neues Lieblingspruchwort stammt aus dem Deutschen: „Alte Geschichten sollte man nicht wieder aufwärmen.“

Früher hat Vater nur warm gegessen. Jetzt packt Mutter ihm kalte Butterbrote ein. Es gibt keine Garküchen an den Straßen. Es gibt keine niedrigen Tische, an denen Menschen gebeugt über Schüsseln sitzen und ihr Essen in sich hineinschlingen, während Motorroller dicht an ihnen vorbeirattern. Das Leben spielt sich hinter gardinenbehangenen Fenstern ab. Auf Straßen und Wegen verweilt man nicht, man geht durch sie hindurch. Nur die Kinder spielen draußen.

Donnerstags spielt Vater jetzt Fußball. Seine deutschen Fußballfreunde finden, er sähe aus wie Bruce Lee. Vater muss schmunzeln, wenn er das erzählt. Dabei entblößt er seine schiefen Zähne.

Mutter versteht jetzt, dass die Wörter gar nicht so lang sind. Sie bestehen nur aus anderen einzelnen Wörtern. Mittlerweile kocht Mutter auch Kartoffeln. Jeden Freitag gibt es Kartoffelpuffer. Am Anfang hat Mutter immer nur Reis gegessen. Sie meinte, Kartoffeln lägen ihr zu schwer im Magen. Ich frage mich, wer sich gewandelt hat: Mutters Magen oder die Kartoffeln?

Ich habe mich auch verändert. Wenn ich gefragt werde, ob ich aus dem Norden oder aus dem Süden komme, antworte ich: „Aus dem Westen.“ Die Leute wundern sich sowieso über mich. Dagegen kann ich nichts tun. Ich könnte genauso gut ein Marsmensch sein. Sie würden dann fragen: „Kommst du von der Nordhalbkugel des Mars oder von der Südhalbkugel?“

Wir haben jetzt zwei Neujahrsfeste. Silvester und ein paar Wochen später *Tet*. Wir feiern beides nicht. Eine Tradition gibt es trotzdem. Vater raucht zu *Tet* eine Schachtel *Lucky Strike* und Mutter öffnet niemandem die Tür. Es gibt noch eine zweite Tradition. Zu Silvester raucht Vater ebenfalls und wir befinden uns genau hier, auf diesem Feldweg.

Gleich ist es Mitternacht. Ich hasse Schwarz und Vater hasst junge Bäume. Und weil Mutter Knallgeräusche hasst, stehen wir in dieser Schneelandschaft, weit weg von den letzten Häusern. Um uns herum nur Felder. Mutter hat sich die Enden ihres Schals in die Ohren gestopft. Vater raucht eine nach der anderen. Wenn er an der Zigarette zieht, sieht er gar nicht so aus wie Bruce Lee, sondern unergründlich wie James Dean.

In der Ferne höre ich die ersten Feuerwerkskörper. Manche China-Böllere haben einen zischenden Ton wie die *AK-47*. Wenn man genau hinhört, klingen sie jedoch anders: Böllere knallen platzend. Das Knallen von Gewehren hört sich nicht platzend an, sie schießen in eine Richtung.

Wenn die Kugel einen Menschen trifft, hört man ein leises Schmatzen. Wenn die Kugel vorbeisaust, hört man das laute Zerbersten von Häuserfassaden.

Weil Vater nie auf Mutter hört, steht er jetzt neben uns und weil Mutter gern dekoriert, stehen wir neben Vater.

Am Neujahrmorgen knallte es immer noch. Vater wollte nachsehen, was da vor sich geht. Mutter hielt ihn zunächst zurück, aber er machte sich los und ging.

Stunden später klopfte es an der Tür. Als Mutter die Tür aufriss, wollte sie schon fragen: „Wo bist du so lange gewesen?“ In unserer Sprache steht das „Du“ am Anfang

und nicht das „Wo“. Sie sagte also „Leij“ und starrte in das Gesicht eines fremden Mannes. Neben ihm standen zwei andere. Sie traten vor, Mutter wich zurück und alle drei nahmen ihre Gewehre vom Rücken.

Zwei von ihnen gingen Vater suchen. Der dritte sollte auf uns aufpassen.

Im Jahr des Affen werden die meisten Kinder geboren. Vielleicht sterben dann auch die meisten Kinder, dachte ich.

An unserem Orangenbäumchen hingen kleine rote Umschläge. Darin wird das Neujahrs-Geld verschenkt. Mutter hatte mit ihnen aber nur das Bäumchen verziert. Der Mann drehte uns den Rücken zu und klaubte einen Umschlag vom Zweig. Mutter zog mich mit sich und wir rannten hinaus.

Die Straße war festlich geschmückt mit bunten Blumen, blühenden Pfirsichzweigen und goldenen Drachen. Rote Plakate mit Tuschezeichen hingen an den Häusern. Die Bewohner wünschten allen Menschen Glück und ein langes Leben. Tote lagen mitten auf der Straße. Sie sahen seltsam weiß aus. Manche waren vom Motorrad gefallen. Blut quoll aus ihren Köpfen. Schutt und Splitter überall. Tote lagen vor den Hauswänden, die Kleidung blutdurchtränkt. Manche hatten die Augen nicht mehr schließen können. Diese Gesichter wirkten noch toter. Als sähe man durch ihre Augen hindurch in die Leere ihres Geistes. Der Aufpasser hatte bestimmt den leeren Umschlag fallen lassen und war aus unserem Haus gestürmt. Er richtete jetzt sein Gewehr auf mich und drückte ab.

Ich wartete auf die Kugel. Sie würde mich wie ein spitzer Finger durchbohren und nach vorne werfen. Wenigstens würde ich dann mit dem Gesicht nach unten liegen und keiner müsste sich meine toten Augen ansehen. „Schneller, schneller!“, schrie Mutter.

Vor dem Neujahrsfest waren die Südvietnamesen zu den Nordvietnamesen gegangen und hatten eine Waffenpause von drei Tagen vorgeschlagen.

„Ach was“, sagten die Nordvietnamesen, „machen wir doch gleich eine Woche draus.“ Die Südvietnamesen waren einverstanden. Sie vereinbarten mit ihren Gegnern einen siebentägigen Waffenstillstand zu Tet.

In Südvietnam freuten sich die Menschen, das Jahr des Affen feiernd begrüßen zu können. Der Affe verhieß Wandel.

„Tet“ ist die Abkürzung für Tet Nguyen Dan, wörtlich „Das Fest des ersten Morgens“. Tet ist Neujahr, Tet ist Frühlingsanfang, Tet ist Geburtstag.

Am 30. Januar 1968 begann die Tet-Offensive. Völlig überraschend griffen 80.000 nordvietnamesische Soldaten und Vietcong zeitgleich in über 100 südvietnamesischen Städten und Dörfern an. Scharfschützen verschanzten sich in den Häusern und schossen auf alles, was sich auf der Straße bewegte. In der Hauptstadt wurden vor allem strategische Ziele schwer angegriffen. Heftig waren die Gefechte auch im fünften Bezirk Cholon, dem Chinesenviertel Saigons.

Kleine Vietcong-Einheiten zogen mit schwarzen Listen durch die südvietnamesischen Städte und suchten Häuser von Soldaten, Polizisten, Beamten und Intellektuellen auf.

Ganze Familien wurden während des Tet-Festes zu Hause liquidiert.

Raketen steigen in den Himmel. Sie sind wie meine Gedanken, die hochsteigen, zersplittern und wieder vergehen. Eine einzelne Rakete hat sich verirrt. Sie nimmt einen anderen Weg. Sie fliegt dicht über das weiße Feld und entlädt sich nicht weit weg von uns. Es funkelt blau, grün, orange – bis alles erlischt.

Mutter schüttelt sich vor Heulkrämpfen. Ein deutscher Mann würde jetzt seine Frau in den Arm nehmen. Ein deutscher Vater würde seinem Kind jetzt über den Kopf streichen. Aber wir? Wir berühren uns nicht.

Vaters Gesicht ist starr. Man merkt nur, dass er noch lebt, wenn er die Zigarette zum Mund führt und den weißen Rauch wieder ausbläst. Er bläst ihn nicht nach oben in den Himmel, sondern hinab in den Schnee. Ich sehe dem Rauch nach. Wenn der Küchengott in den Schnee gefallen wäre, dann hätte man ihn wieder aufheben und hinstellen können. Er hätte immer noch vor *Tet* in den Himmel hinaufsteigen können. Er wäre nicht für immer zerbrochen.